

Willkommen im Maschinenraum der europäischen Sprachen

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Frau Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes!

Ich danke Ihnen sehr für die Einladung, am Ende Ihres dreitägigen Kongresses sprechen zu dürfen. Der Grund war wohl eine längere Geschichte, die ich als Journalistin vor einigen Monaten in der „Berliner Morgenpost“ veröffentlicht habe, über ein Gymnasium in Neukölln – es liegt an der spielfilmbekannten Sonnenallee, aber es zeichnet sich durch etwas anderes, ziemlich Unerwartetes aus: Latein ist an diesem Neuköllner Gymnasium zur stärksten Zweitsprache avanciert. Die Schülerklientel dort ist für eine Lateinklasse ungewöhnlich, zumindest auf den ersten Blick: Auf Neudeutsch würde man sagen, der Migrationsanteil der Kids ist sehr hoch. Fast alle haben entweder einen türkischen, einen arabischen oder einen familiären Hintergrund aus der Balkanregion. Alles andere also als jenes bildungsbürgerliche Schulmilieu, das so lange, so viele Jahrzehnte, das Fach Latein getragen hat. Und genau darum soll sich mein Schlussvortrag drehen: Lust zu machen, auf neue Schülergruppen zuzugehen. Aber – und jetzt kommt ein sehr großes Aber – zugleich der dringende Appell, um die traditionellen Lateinschüler, um die bürgerlichen Kinder viel mehr zu werben. Denn – so viel sei vorausgeschickt: Ich finde, Latein ist eine wunderbare und sehr wichtige Sprache in den Schulen. (Ich muss mich jetzt bei allen Griechisch-Lehrern entschuldigen, Griechisch kommt in meinem Vortrag nicht weiter vor. Aus Erfahrung kann ich aber sagen, dass die wenigen, die ich kenne, die beide Sprachen auf der Schule gelernt haben, bei Alt-Griechisch immer noch ins Schwärmen geraten. Erst dadurch hätten sie die Schönheit von Sprache und auch von Philosophie begriffen. Das nur als kleines Trostpflaster).

Für meinen Appell, sich gerade auch um die bürgerlichen Milieus Gedanken zu machen, muss ich persönlich werden. Aber Sie werden merken, am Ende hat es seinen Grund.

Mein Großvater KARL AUGUST PAGEL war Latein- und Alt-Griechisch-Lehrer, die meiste

Zeit in Buxtehude. Geboren 1902, wuchs er unweit von hier in Potsdam auf, besuchte das humanistische Viktoria-Gymnasium, das heutige Helmholtz-Gymnasium, das älteste Gymnasium der Stadt Potsdam. Er wuchs ohne Vater auf, seine Mutter hatte nicht viel Geld und arbeitete viel, um ihn zur Schule und später zur Universität gehen zu lassen: Bildung war das höchste Gut, Bildung machte Aufstieg möglich. Hier in dieser Universität, in der Humboldt-Universität, studierte er, machte 1926 sein Staatsexamen in den Fächern Latein, Griechisch und Geschichte und wurde über „Die Bedeutung des aitiologischen Momentes für Herodots Geschichtsschreibung“ promoviert.

Ich habe nur noch wenige Erinnerungen an meinen Großvater, der 1972 starb. Ehrlich gesagt nur eine: Ich klaute ihm als 4-Jähriger den Hut vom Kopf, den er immer aus Angst vor Sonnenbrand trug. Die Versuchung war zu groß. Ich erinnere mich sogar noch an die kindliche Vorfreude hinten auf der Rückbank unseres VW-Käfers, ich konnte einfach nicht anders. Schwupps, war er weg. Er drehte sich danach um und sagte sehr streng, wie es wohl nur Lehrer können: „Susanne, gib mir meinen Hut zurück.“ Auch als Lateinlehrer war er streng, oder vielleicht trifft „ernsthaft“ es besser, aber wohl auch ein wenig verpeilt, etwa so wie die Lehrer in der „Feuerzangenbowle“. Er hatte vier Kinder, drei Mädchen und einen Jungen – und alle vier hatten bei ihm in Buxtehude Lateinunterricht. Meine Mutter erzählt, dass er im Unterricht meist vergaß, dass sie seine Tochter war. Legte sie in der Klasse eine Übersetzung vor, eine Hausaufgabe, fragte er sie streng, so wie er alle anderen fragte: „Hatten Sie Hilfe zuhause?“ Er meinte das nicht unterstützend, nicht im Sinne von Nachhilfe, sondern er wollte wissen, ob man die Übersetzung wirklich alleine angefertigt hatte. Hatte meine Mutter bei ihm eine Arbeit geschrieben, verschwand sie in einem großen Stapel von Heften und wurde zuhause ins Herrenzimmer getragen, das Reich meines Opas, das man nur nach Anklopfen und auf Zehenspitzen betrat. Es war dann meine Oma, die unauffällig das Heft des jeweiligen eigenen Kindes aus dem Stapel zog

und nach oben legte, weil sie so neugierig auf die Note war. Die ganze Familie ist sich sicher, dass mein Opa das nie gemerkt hat. Er saß abseits der Realität in seinem kleinen antiken Reich, umgeben von seinen geliebten Büchern, seinen Stichen antiker Szenen, an seinem schweren Schreibtisch und war regelrecht in all das versunken.

Alle vier Kinder hatten bei ihm Lateinunterricht, mein Onkel schaffte es nur mit Ach und Krach, er haute zwischenzeitlich ab, um eine Kochlehre anzufangen, wurde aber wieder eingefangen. Am Ende wurden alle vier Kinder Mediziner und keines von ihnen Lateinlehrer – das war der Einfluss meiner pragmatischen Großmutter, die fand, Mediziner seien wichtiger für die Welt als Lateinlehrer.

Warum ich das alles erzähle? Weil so wenig davon geblieben ist. Von dieser Seite der Familie habe ich nach dem Tod meiner Großeltern ganze zwei Sachen geerbt. Man muss wissen, wir sind allein 11 Cousins und Cousins, plus drei Geschwister meiner Mutter, es ist also nicht ganz einfach, hier etwas zu erben. Ich erbe also zwei Dinge, für die sonst keiner mehr in der großen Familie Verwendung hatte: das alte protestantische Taufkleid, das schon Generationen von Täuflingen getragen hatten. Und das einzige Exemplar des Latein-Lehrbuchs, das mein Großvater 1955 selbst verfasste: *In medias res*.

Warum ich? Die Erklärung ist so einfach wie melancholisch: Von allen Tanten und Onkeln, von allen Cousins und Cousins bin ich die letzte in der großen Familie, die noch in der Kirche ist. Und meine beiden Kinder sind die einzigen, die noch getauft worden sind. Denn inzwischen haben natürlich auch meine Cousins und Cousinen Kinder bekommen. Und leider muss ich sagen, verhält es sich mit dem Latein ähnlich wie mit der Kirche: Inzwischen sind die anderen ausgetreten. Aus der christlichen Kirche – und aus der Lateinkirche. Anders als die zweite, die Enkel-Generation, besucht aus der dritten Generation, der der Ur-Enkel, kaum noch einer den Lateinunterricht.

Die Argumente, dieses Erbe über Bord zu werfen, sind bei der Kirche und beim Latein ähnlich. Weder der Glaube noch Latein hilft einem – so der nüchterne Blick der Mehrheitsfamilie – in

der richtigen, der aktuellen Welt weiter. Bei uns wird viel gereist, man lernt also lieber Französisch oder Spanisch als Zweit- und Drittsprache. Latein ist die Sprache von vorgestern. Warum damit seine Zeit vergeuden?

Einen Verlust empfinden die meisten nicht. Beides abzutun, scheint eine „vernünftige“, eine moderne Entscheidung. Dass beide Entscheidungen sie von einer ganzen geistigen Welt abtrennen, die uns alle bis heute prägt – die unsere Sprache, unser Denken geformt hat, dafür fehlt der Sinn. Es ist eine ganz enge und pragmatische Fixierung auf das Hier und Jetzt – und das, obwohl meine Verwandten ganz wunderbare, empathische, neugierige und weltoffene Menschen sind, die gerade für andere, fremde Kulturen sehr viel Verständnis und Interesse aufbringen.

Es ist vermutlich kein Zufall, dass das Fach Latein gerade in den Stadtstaaten mit schwindenden Schülerzahlen kämpft. Dort, wo das Leben besonders urban und dynamisch ist, trennt man sich leichter von Hergebrachtem – auch in der Schicht, die man als Bildungsbürgertum bezeichnet. Hier in Berlin mag das ein wenig anders sein, weil die für bildungsbürgerlichen Familien interessanten Gymnasien oft an das Fach Latein, manchmal sogar ans Alt-Griechische gekoppelt sind – aus politischen Gründen, auf die ich hier nicht eingehen will. Doch diese Koppelung ist nicht mehr selbstverständlich. Im Freundeskreis muss ich mich also vor Freunden aus Berlin, Hamburg oder Frankfurt immer wieder rechtfertigen: Deine Kinder lernen Latein? Warum tust Du denen das an?

Denn ja, meine beiden Kinder besuchen den Lateinunterricht. Die Entscheidung stand für mich nie zur Debatte, obwohl ich selbst eine eher mittelmäßige Latein-Schülerin (aber mit Großem Latinum) war und mein Mann – was er sehr bedauert – nie den Lateinunterricht besucht hat. Warum war die Entscheidung so klar? Weil ich dem Lateinischen dankbar bin, in einem sehr konkreten Sinne. Und damit schlage ich die Brücke nach Neukölln. Ich kenne nämlich das Gefühl, mit der deutschen Sprache zu kämpfen.

Vielleicht konnte ich mich deshalb in die Neuköllner Schüler gut hineinversetzen, in Huseyin,

Mariam, Fatma, Ibo und die anderen aus dem Leistungs-Kurs Latein in der elften Klassenstufe. Gut, ihre Elternhäuser kommen aus ganz anderen Kulturen, ihr Hintergrund ist türkisch und arabisch. Meine Zweisprachigkeit war Deutsch und Englisch. Ich bin in den USA aufgewachsen, besuchte erst ab der 5. Klasse ein deutsches Gymnasium. Lange Zeit hatte niemand bemerkt, dass ich zwar einwandfrei Deutsch redete – so sprachen wir ja zuhause, mein Vater arbeitete als Auslandskorrespondent in Washington DC –, aber die deutsche Rechtschreibung und Grammatik war bei mir eine Katastrophe. Gerettet hat mich am Ende nicht der Deutschunterricht. Sondern der Lateinunterricht.

Denn wer Latein lernt, der macht eine Lehre im Maschinenraum aller europäischen Sprachen – ob Deutsch, Englisch, Italienisch, Französisch oder Spanisch, um nur die großen zu nennen. Diese Lehrzeit im antiken Maschinenraum half mir, die deutsche Sprache zu verstehen. Die Fälle, Nominativ, Genetiv, Dativ, sie ordneten sich endlich in meinem Kopf. Ich lernte, die Zeiten zu beherrschen. Kapierte, was ein Partizip ist und was ein Adverb. Und genau das sehe ich nun in Neukölln, an diesem Gymnasium mit über 90% Schülern mit Migrationshintergrund. Davon schaffen 67% ihr Latinum. Untersuchungen zeigen, dass sich Latein bei diesen Kindern auf ihre Fähigkeiten im Deutschen auswirkt. Die Fehlerquote in den Arbeiten der anderen Fächer sinkt um bis zu 60%, der Sprachschatz wird deutlich erweitert. Eine Erfolgsgeschichte also – gerade, weil Latein eine „tote Sprache“ ist und der ganze kommunikative Bereich, die Kruste aus Slang und Pop und Straßenjargon, die das Erlernen moderner Fremdsprachen überlagert, einfach wegfällt. Sie haben davon sicher alle schon gehört, ich erzähle Ihnen da nichts Neues.

Was mich aber erstaunt hat, ist das spielerische Bemühen, mit dem sich der Lateinlehrer in Neukölln den Schülern nähert. Der Lehrer – selbst Absolvent des Canisius-Kollegs in Berlin – hat sicherlich früher einen ganz anderen Lateinunterricht in der Schule gehabt. Doch ein strenger Frontalunterricht ist in Neukölln an der Sonnenallee kaum möglich. Hier muss man die Kinder, die alle keine Unterstützung von Zuhause haben,

anders abholen, anders motivieren. So wurden Vokabeln am Anfang der Stunde als Fußballturnier abgefragt – es wurden zwei Mannschaften gebildet, jeder Schüler bekam eine Position, und abwehren konnte nur der, der die Vokabel richtig übersetzte. In einer anderen Stunde wurden die Vokabeln abgefragt, indem man sich physisch durch den Klassenraum bewegte. Es gab einen Start und ein Ziel – und es wurde viel gelacht. Bei der Übersetzung arbeitete man gemeinsam in Gruppen, versuchte CÄSARS Blick auf die „Barbaren“ zu verstehen, unterhielt sich auch allgemein über Opfergaben. Es entstand ein höchst anregender Dialog zwischen Lehrer und Schülern, weil sich herausstellte, dass in vielen muslimischen Familien in Neukölln das Tieropfer – im weitesten Sinne – noch sehr vertraut ist. „Wenn man sehr krank war und wird gesund, dann opfert man ein Tier“, erzählte beispielsweise eine arabische Schülerin. „Oder wenn ein Sohn geboren wird. Dann opfert man ein Lamm“, erzählte ein türkischer Schüler.

Ein sehr lebendiger Unterricht also in der 11. Klasse des Latein-LK in Neukölln – doch die Wahrheit ist: Ein so spielerischer, diskursiver Unterricht braucht Zeit und geht auf Kosten der Wissensvermittlung. So rätselten die Schüler länger über ein Wort der 3. Deklination – „*senatorum*“. Es wurde überlegt, ob das nun ein Akkusativ Singular sei oder doch ein Genetiv Plural. Um es nochmals zu betonen: Wir reden hier über einen Leistungskurs Latein. Der Lehrer in Neukölln nahm es gelassen, aber er blieb dran. Er brachte die Schüler dazu, die Schachtelsätze Cäsars in mehreren Varianten zu übersetzen. Man muss schon ein wenig Geduld haben, um in Neukölln als Lateinlehrer durchzuhalten.

An den klassischen bildungsbürgerlichen Gymnasien dieser Stadt wäre diese Diskussion um eine „*um*“-Endung in einem Latein-LK der Oberstufe undenkbar. Und würde sie geführt, verliefte der Lehrer oder die Lehrerin sicherlich verzweifelt die Haare raufend die Klasse. Meine Tochter geht inzwischen in die 8. Klasse eines katholischen Gymnasiums hier in der Stadt, und ich kann sagen, spielerisch ist nicht vieles im Unterricht. Gut, die Texte in den Lateinbüchern sind viel attraktiver geworden als zu meiner

Schulzeit. Aber sonst muss man sagen, Latein ist ein erbarmungsloses Paukfach. Wird meine Tochter gefragt, ob sie freiwillig Latein lernt – und das wird sie oft von Bekannten und Freunden gefragt – ist ihre Antwort immer: „Nein. Meine Eltern haben mich gezwungen.“

Latein gilt nicht zu Unrecht als „Auslesefach“ – zwischendurch hat es bei meiner Tochter ganz schön gerumpelt. Wir kriegten zuhause Noten zu sehen, die uns bis dato völlig unbekannt waren: Fünfen und sogar Sechsen. Man fängt sich in einer Latein-Arbeit schneller eine „6“ ein, als man denken würde – es reicht eigentlich schon, ein, zwei Sätze nicht übersetzt zu haben. Dann addieren sich die Vokabel- und Übersetzungsfehler, zack, zack, zack. Und schon steht da eine 6. Da hilft dann auch der lustige Asterix oder Idefix, der unten von der Lehrerin auf die Arbeit kopiert wurde, nicht weiter.

Um es ganz klar zu sagen: Ihre Lehrerin war gut, eine leidenschaftliche Lateinerin, sehr ernsthaft. Meine Tochter hatte einfach geschlampt – sie kam in der 6. Klasse von der Grundschule aufs Gymnasium, hatte in der Grundschule ein Jahr lang eine Latein-AG besucht, die Grundlagen für den Unterricht im Gymnasium legen sollte. Irgendwann in diesem AG-Jahr hörte sie auf, richtig Vokabeln zu lernen, ich achtete auch nicht drauf. Ein halbes Jahr Vokabelrückstand, das verzeiht Latein nicht. Im Gymnasium rächte sich das sofort.

Sie hat sich da rausgearbeitet, aber es war hart. Denn anders als in anderen Fächern, bringt kurzfristiges Lernen hier keinen schnellen Erfolg. Um mal etwas Positives zu sagen: Ich habe gelernt, meine Tochter hat Biss. In der heutigen Zeit ist das viel wert. Ich höre öfters von Arbeitgebern die Klage, Schulabsolventen, die bei ihnen beruflich anfangen, kämen ohne viel Durchhaltevermögen. Sie seien aus der Schule schnelle Erfolge gewohnt und würden sofort ungeduldig, wenn die nicht kämen. Wer Latein lernt, das ist sicher, der hat einen langen Atem. Der kann durchhalten.

Aber manchmal hätte ich mir in diesen schweren Monaten, als dann irgendwann auch der blaue Brief ins Haus geflattert kam (der übrigens gar nicht blau ist), ein wenig spielerische Leichtigkeit im Unterricht gewünscht. Ein bisschen Entge-

genkommen – dass auch die kleinen Fortschritte meiner Tochter mehr gewürdigt würden. Auch ein wenig Werben um sie, als Schülerin. Es war doch klar, dass sie sich anstrenge, dass sie nicht oder nicht mehr faul war. Doch die Durststrecke war lang und sie war knochentrocken.

Höre ich Geschichten aus anderen humanistischen Berliner Gymnasien, von ehemaligen Mitschülern meiner Tochter aus der Grundschule, dann ist Latein eigentlich überall nur Pauken. Erbarmungsloses Pauken manchmal. Vokabeltests über mehrere Lektionen, die gleich in der ersten Woche nach den Sommerferien geschrieben werden. Lehrer, die stolz sind, im Lateinbuch ein Schuljahr voraus zu sein, die die Schüler durch PPP, PPA und Abl Abs peitschen, anstatt auf eine etwas einfallsreichere und motivierendere Weise zu nutzen, wie leistungsstark die Klasse ist – warum nicht mal ein antikes Thema ausbauen? Warum nicht einfach mal eine Gedichtübersetzung von Ovid einschieben, um die Schönheit der Sprache zu verdeutlichen – und die unerwartete Nähe zu unserer Zeit, zu unseren Gedanken und Empfindungen? Warum nicht ein Ausflug auf die Museumsinsel, um zu zeigen, wie die historistische Architektur auf die antike Klassik zurückgegriffen hat? Nein, noch eine Lektion. Und noch eine. So exerziert man gute Lateinsoldaten. Aber Liebe zum Lateinischen schafft man so nicht.

In den bildungsbürgerlichen Gymnasien dominiert weiterhin der althergebrachte Frontalunterricht: Grammatik und Vokabeln, Vokabeln und Grammatik. Wenn ich einen Wunsch äußern dürfte, würde ich sagen: Die Lateinlehrer der etablierten Schulen sollten mal dorthin gehen, wo Latein frisch gelehrt wird. Und die Lehrer aus Neukölln, Wedding und anderen Bezirken sollten immer mal wieder den etablierten Gymnasien einen Besuch abstatten, um sich daran zu erinnern, wie hoch die Latte liegt. Ich bin sicher, beide hätten etwas davon.

Die Schüler heute – egal, wo sie wohnen, egal, aus welchen Familienverhältnissen sie kommen – brauchen Latein mehr denn je. Nie war Zeit so gefräßig wie heute – alle hängen an ihren Smartphones, immer scheint alles Wissen jederzeit zugänglich, mundgerecht in Häppchen oder als

Brei. Zumindest, so lange der Akku aufgeladen ist. Latein ist ein Fach wie kein anderes, es hat den ganz langen Atem der Geschichte. Es ist ein Schlüssel unserer Zivilisation – und zu unseren modernen Sprachen. Die Lehrzeit im Maschinenraum wird immer nötiger. Auch viele „biodeutsche“ Schüler – ein Ausdruck, den ich Neukölln gelernt habe – tun sich mit der deutschen Sprache inzwischen schwer, das merken wir auch im Journalismus. Die indirekte Rede, der Konjunktiv oder die Benutzung des Genetivs, für viele, gerade jüngere Kollegen ist das zunehmend ein Problem. Ihre Sprache wird ärmer, ungelinker, gröber.

Deshalb meine Bitte: Machen sie es ihren Schülern nicht immer so schwer. Werden sie ein wenig leichter – auch wenn es manchmal auf Kosten des Stoffes geht. Neben der Grammatik muss auch die Liebe zur Sprache vermittelt werden, die Faszination der Antike. Ohne sie

geht es nicht. Ohne Liebe zum Latein wird es bald kein Latein mehr geben. Das ist Ihre Chance. Eine Welt ohne Latein in der Schule ist eine ärmere. Ich bin nicht sicher, ob ich das Latein-Buch meines Großvaters eines Tages weitervererben werde, ob es dann überhaupt noch gefragt ist. Im Moment sollte ich meine Tochter besser noch nicht danach fragen. Einmal konnte ich es aber nicht lassen, wir hatten gerade wieder eine Vokabel-Abfrage-schlacht hinter uns. „Findest nicht doch irgendetwas gut an Latein?“, fragte ich sie. Sie maulte ein wenig und sagte dann zu meinem Erstaunen: „Ja, es hilft mir schon bei Deutsch. Ich komme mit der Grammatik viel besser klar.“ „Super“, sagte ich erfreut. Sie aber hielt sich erschrocken die Hände vor den Mund: „Das habe ich jetzt nicht gesagt. Wehe, du erzählst das weiter.“ Also – von mir haben Sie es nicht gehört.

SUSANNE LEINEMANN, Berlin

Susanne Leinemann

